

Herbert Lüthy

Gesammelte Werke

Herausgegeben von Irene Riesen und Urs Bitterli

Beirat und wissenschaftliche Begleitung:

Hugo Bütler
Hans Künzi
Herbert Lüthy †
Antoinette Lüthy
Thomas Maissen
Robert Nef
Manfred Papst
Thomas Sprecher
Peter Wegelin

Herbert Lüthy

Essays II 1963–1990

Herausgegeben von
Irene Riesen und Urs Bitterli

2004
Verlag Neue Zürcher Zeitung

Rotes Kreuz im Minenfeld	
Zu Jacques Freymond: «Guerres, Révolutions, Croix-Rouge», 1976	372
Schattenriss bei Kerzenlicht, 1985	383
Hugenotten und Jakobiten	
Zwei komplementäre Emigrationen und der Anbruch der Aufklärung, 1987	386
Der Anschluss, 1988	405
Wo liegt Europa?	
Ein Nachwort nach dreissig Jahren, 1990	412
<i>Anhang</i>	
Anmerkungen	430
Verzeichnis wichtiger Begriffe	493
Personenregister	496

Thomas Maissen

Einleitung

Periodenlange Wortgewalt und ironischer Witz, marginale Reminiszenzen und grundlegende Einsichten verbinden sich in vielen von Herbert Lüthys Texten. Das gilt auch für seinen wohl persönlichsten, die Dankesrede, die er 1975 beim Empfang des Jacob-Burckhardt-Preises in Basel hielt. Der Festvortrag lässt sich beinahe als Vermächtnis und Fazit eines Forscherlebens lesen. Mit der titelgebenden, dem Genre ebenso wie der eigenen Persönlichkeit geschuldeten und durch beides wieder aufgehobenen Demut mochte Lüthy sich und seinen Werdegang zwar nicht zum Thema des Festvortrags machen; doch gleichsam *entre parenthèses* verzichtete er zum Glück nicht ganz darauf. So nannte der Geehrte auch Persönlichkeiten, die ihn geprägt hatten, und belies es nicht bei dem einen Namen, den er angeblich nur nennen wollte, weil sein Träger «spurlos verschollen» war. Alfred Feldmann war «der erste und für mich entscheidende meiner Geschichtslehrer», dessen Weg der etwa Vierzehnjährige an der Höheren Stadtschule Glarus kreuzte. Von 1931 bis 1933 drückte der kränkliche, aber frühreife Herbert diese Schulbank, als Feldmann, der ebenfalls mit gesundheitlichen Problemen kämpfte, eben aus der zusammenbrechenden Weimarer Republik an seinen Bürgerort heimkehrte und für kurze Jahre dort unterrichtete. In Bern 1901 geboren und in einem pietistischen Milieu aufgewachsen, hatte Feldmann im Studium seinen Marx kennengelernt und vermittelte nun den Schülern, wie Lüthy schrieb, die «nicht landläufigen Anfangsgründe des historischen Materialismus» (S. 368). Das war im «patriarchalischen Glarus» kühn, und tatsächlich verlor Feldmann im Sommer 1935 seine Stelle, weil er die sozialdemokratisch-gewerkschaftliche «Kriseninitiative» unterstützt hatte. Alfreds Bruder, der spätere Bundesrat Markus Feldmann, empörte sich trotz in mancher Hinsicht durchaus konträren politischen Überzeugungen über die Entlassung: «Der Terror in unserem freien Lande wird zum Kotzen.»¹

Wohl derselbe Alfred Feldmann begegnet wieder im «hergelaufenen Pazifisten», von dem im Vorwort der *Bilderhandschrift von Ennenda* die Rede ist. Das 1962 gedruckte Werk erschien anonym, obwohl es kaum ein Geheimnis war, dass es sich bei dem begabten Zeichner und beschwingten Kritiker der kriegsversessenen und neuerungsfeindlichen Eidgenossen um Lüthy handelte, der sein frühreifes «Zeugnis einer Krisenzeit» als fünfzehnjähriger Glarner Schüler entwarf, aber erst dreissig Jahre später einem breiteren Publikum vorlegte. Im mehrfach ironisch gebrochenen Vorwort, das angeblich ein «Dr. Paul Zacharias Kubli» dem anonymen Werk vorangestellt hatte, waren wohl auch andere Aussagen auf Alfred Feld-

mann gemünzt. Der Herausgeber Kubli beklagte nämlich beim anonymen Verfasser «schädliche, unschweizerische, doch leider von der Autorität eines Lehrers getragene Einflüsse» und «vor allem gewisse aufklärerische, antiklerikale und wohl auch unverdaute frühsozialistische Gemeinplätze».¹

Man darf Lüthys Basler Dankesworte an seinen Lehrer als nicht unkritische Verortung dieses eigenen Werdegangs lesen: die frühe Fähigkeit, Geschichte als einen Prozess zu sehen, der über die in der *Bilderhandschrift* verewigten periodischen Prügeleien hinausging und unmittelbar in die Gegenwart wirkte, eine Gegenwart, in der man – zumal in den dreissiger Jahren – Partei ergreifen musste; und die spätere Einsicht, dass das unvermeidliche Engagement des Zeitgenossen sich unterschied vom rückblickenden Begreifen des Historikers, der nicht «als Ersatzrichter des Jüngsten Tags im Tale Josaphat über die Lebenden und Toten zu Gericht zu sitzen» braucht. Feldmann und damit Marx hatten dem Sechzehnjährigen den vermeintlich «genau gültigen Uhrzeigerang der Geschichte» vermittelt, dank dem dieser «Gelbschnabel» «kategorischer über den einstigen, jetzigen und künftigen Gang der Weltgeschichte Bescheid wusste als je seitdem» (S. 368). Diese Gewissheit der eigenen Perspektive machte überhaupt erst die Zeitungsartikel und die Urteile eines gut Zwanzigjährigen möglich, die bis heute lesenswert geblieben sind. Sie erschienen zuerst bezeichnenderweise im St. Galler SP-Blatt *Volksstimme*, dann im bürgerlichen *St. Galler Tagblatt*, wo Lüthys «Kleine Wochenschau» ab 1942 den Zusammenbruch Europas begleitete.

Für diese Aufgabe war der Missionarsohn nicht nur durch Feldmanns Unterricht gewappnet, sondern auch durch eine weitere Eigenschaft, die er mit diesem teilte, «auch er ein aus einem Schiffbruch Repatriierter». Was dem Lehrer der Untergang der Weimarer Republik, das war dem Schüler zumindest im Rückblick der Erste Weltkrieg, der ihn aus der weiten Ferne Indiens in die beschützende Enge der Heimat zurückgebracht hatte, wo er, kaum auf Schweizer Boden, 1918 in Basel als «Strandgut» das Licht der Welt erblickte. Führte nicht diese pränatale Entfremdung, das Bewusstsein, «in untergegangenen Welten zu wurzeln», zur frühen Identifikation «mit Wandernden, Umhergeworfenen, Emigrierten und staatenlos Gewordenen», eben den Schiffbrüchigen der Weltgeschichte, von denen es im 20. Jahrhundert überall in Europa wimmelte – nur nicht in der heilen Schweiz, wo ein Rektor dem Kantonsschüler dessen intellektuelle Lumpengesellschaft als schlechten Umgang vorhalten konnte (S. 366f.)? Dabei war es wohl gerade das Einfühlungsvermögen in diese Menschen, die aus ihrer Bahn geworfen worden waren, ohne darob zugrunde zu gehen, das Lüthys Werk weiterhin Aktualität beanspruchen lässt, was sich bei denjenigen Schweizer Historikern kaum sagen lässt, die aus der Unversehrtheit ihrer Heimat heraus deren Geschichte zu erklären pflegten.

Wenn Lüthy die Migranten als Träger und zugleich Opfer der langfristigen globalen Veränderungen thematisierte, dann war sein Held nicht Ahasver, obwohl das auch denkbar gewesen wäre. Es fällt angesichts der holocaustzentrierten

Geschichtsschreibung der Gegenwart geradezu auf, wenn Lüthy abgesehen von einigen scharfen, aber insgesamt marginalen Beobachtungen während der Kriegsjahre erst 1990, bezeichnenderweise in einem «Nachwort» zum eigenen Schaffen, die «Fließbandarbeit der Judenvertilgungsfabriken» ansprach. Auch dann geschah dies nur kurz, mit der Klage über das «stumme Nichtwissenwollen einer Weltöffentlichkeit, in der niemand der Hüter seines Bruders sein» wollte – auch die Schweizer nicht, woran in den «Disteln von 1940» rasch und mit derselben Formulierung erinnert wird. Obwohl Lüthy das Leiden von einzelnen und vielen nicht ausblendete, stand etwas anderes im Zentrum seines Interesses für die Vertriebenen: die Netzwerke von Familien, die durch Entwurzelung zu Botengängern zwischen den Kulturen geworden waren. Die Voraussetzungen der Moderne waren Lüthys Thema – und nicht ihr Verhängnis. Eine dieser Voraussetzungen war, dem Schweizer Missionarsohn nur zu bewusst, was negativ noch lange im nicht nur schweizerischen 20. Jahrhundert als «konfessioneller Hader» empfunden werden konnte; und zugleich positiv als Wahlmöglichkeit im Religiösen dastand und damit als Voraussetzung von Freiheit. Optionen und der Zwang zur Entscheidung, individuelle Wahlen und kollektive Vertreibungen von Unterlegenen, Gefährdung und Zuflucht, Aufbau von Neuem, Kontakt zu Altem, Absage und Resignation, Verschmelzung, neue Sicherheit und Gewissheit: So stellte sich die Sozialgeschichte des europäischen Fortschritts dar, mit ihren vielen Umwegen und Verlusten. Die berühmten Hugenotten nicht nur der *Banque protestante* standen paradigmatisch für diese Entwicklung, «umhergeworfene Schiffbrüchige» auch sie, die aber mehrheitlich an rettenden, neuen Ufern heimisch wurden, während die Jakobiten, deren Schicksal den Zeitgenossen ähnlich erscheinen mochte, in Erwartung einer nicht wiederkehrenden Welt vergessen gingen. Nichts anderes hätte den Hugenotten geblüht, wenn sie bloss versucht hätten, das Verlorene am Leben zu erhalten, um es später zu reimplantieren. «Ein Auszug aus babylonischer oder ägyptischer Gefangenschaft ist auch eine Befreiung» – nicht nur eine von fremder Verfolgung, sondern auch von eigenen Denkbarrieren, etwa denjenigen der calvinistischen Orthodoxie und Zorn-Gottes-Theologie, was erst die Hinwendung zum moralphilosophischen Deismus und zu den Naturwissenschaften ermöglichte (S. 400).

Die Freiheit in ihrer Ambivalenz – als emanzipatorisches Bedürfnis, als stete Überforderung – durchzieht das historiographische und essayistische Werk dieses unkonventionellen Liberalen. Ihre dynamische Dialektik liegt bei Lüthy im archaischen Gegensatz von herrschsüchtigen Reitervölkern und produktiven Bauernvölkern begründet, der die «Erschliessung der Erde» nährte und bis in das «europäische Zeitalter» führte, dessen «Abdankung» Lüthy als Chronist von Weltkrieg und Entkolonialisierung kommentierte, wohl wissend, dass zwar die Vormacht Europas rückgängig gemacht werden konnte, nicht aber die Europäisierung der Welt. Die Sonderentwicklung des Abendlands lag für ihn in einer Vielfalt begründet, der das beherrschende Zentrum stets abging. Symbol der Offenheit war die

autonome und produktive Stadt, Ort und Chance der Freiheit; aber auch eine agrarische Welt, der Sklaverei und analog Despotie letztlich fremd blieben. Nur allzu bekannt waren diesem Europa Herrschaft, Unterdrückung, Verfolgung, Vernichtung. Doch das empfanden Europäer nicht als unvermeidliches Schicksal. Es widersprach dem antiken Bürgerideal, der Freiheit eines Christenmenschen, den Privilegien des Mittelalters, der ursprünglichen Freiheit des Naturrechts, den konstitutionell garantierten Menschen- und Bürgerrechten. Die Europäer fanden stets ihre philosophischen oder rechtlichen Gründe, wenn sie sich dem widersetzten, was sie als illegitime Gewalt empfanden. Und wenn sie unterlagen, dann bot sich ihnen die Welt als Refugium an: Die Kolonisation wurde so, für Lüthy, zur Praxis derjenigen europäischen Freiheit, die in Europa selbst nicht gedeihen konnte. Der seit der antiken Besiedlung des Mittelmeerraums, seit der Ostwanderung und seit den Kreuzzügen des Hochmittelalters, seit den Conquistadoren der Renaissance immer weiter vorstossende Entdeckergeist, den die Nichteuropäer als wütendes Eindringen rücksichtsloser Eroberer erlebten, würde demnach in seiner ganzen Ambivalenz das Freiheitsverständnis der Europäer ausdrücken: Kein Winkel Indiens, wie Lüthy Montaigne zitierte, durfte ihrer Neugier legitimerweise verschlossen bleiben (S. 19). Nicht staatlich geplante Expansion, sondern eine waghalsige Anarchie von Glücksrittern und Desperados drang über die Meere und Kontinente vor, rücksichtslos nicht nur gegenüber ursprünglichen Einwohnern, sondern auch gegenüber den eigenen Regierungen.

Die Moderne trat in dieser Sichtweise dann ein, als die sesshaften Völker den umherziehenden überlegen wurden – nicht nur kulturell, sondern auch militärisch. Das Europa des 18. Jahrhunderts fürchtete keine Völkerwanderungen mehr, keine Mongolenstürme, ja, es domestizierte allmählich, staatlich ausgreifend, auch die eigenen Migranten, die Outlaws im Wilden Westen, die Buren in Südafrika, die Handelskompanien in Ostasien. Alles schien im Sinn von Condorcets *Progrès de l'esprit humain* auf einen unaufhaltsamen Triumph des aufgeklärten Geistes hinauszulaufen, auf eine Welt des entpolitisierten und damit verfriedeten Verkehrs von Waren und Gedanken. Unter der verantwortungsbewussten britischen Regie, ein «prekärer Glücksfall der Geschichte», wurde im 19. Jahrhundert eine Weltordnung «fast geschaffen», man befand sich in Europa an der Schwelle der konstituierten Konföderation (S. 78–80). Doch ob der Freude am internationalen Freihandel und den sich parallel scheinbar von selbst entwickelnden internationalen Rechtsnormen vernachlässigten die Liberalen die politische Grundfrage, wie die Gewaltmonopole von Souveränen demokratisch kontrolliert und gebändigt werden können. Im Prestigebedürfnis und in der «teutschen» Endkampfretorik der «aufgeblähten Null» Wilhelm II. entpuppte sich dieses vermeintlich so vernünftige Gewaltmonopol als schiere «Lust am Untergang» (S. 70f.). Der «frivol» vom Zaun gerissene Krieg von 1914 wurde zum «Vater aller Dinge, die nun kommen sollten», denn die Amerikaner, die den Weltkrieg beendeten, überliessen Europa erneut «jenen, die ihn begonnen hatten, und sie begannen ihn ein zweites

Mal». Mit Keynes beklagte Lüthy die Friedensordnung von Versailles, die keine war, als verlorenes Gefühl von «Weltzusammengehörigkeit», als fehlendes Bewusstsein geteilter Schuld, als Ausbleiben gemeinsamer Einsicht – das war das Ende einer Welt, nämlich das Ende der einen, der europäischen Welt (S. 240, 422, 426).

«Es bedürfte vor allem einer Erinnerung an Europa, die hinter die <Stunde Null> zurückreicht, und es bedürfte der Fähigkeit, zu trauern, ohne zu hassen» (S. 428) – mit diesem Rück- und Ausblick von 1990 endet der vorliegende Band und Lüthys essayistisches Schaffen im nicht hoffnungslosen, aber doch eher skeptischen Ton des Historikers, der sich noch einmal die richtigen Worte abrang. Der Kalte Krieg war endgültig vorbei, nachdem ihm Lüthy – ohne den «Scheuklappengeist» (S. 274) vieler Miteidgenossen – schon früh abgesagt hatte: mit der Entstalinisierung und dem Bau der Berliner Mauer, die den gefährlichsten Krisenherd «für eine Generation vertagt» hatte (S. 414). Nicht vorbei war, auch und gerade nach 1990, der Auftrag an die Intellektuellen und insbesondere die Historiker, so wie Lüthy sie verstand: «erstens nicht mitzubeten und zweitens ... den Kampf gegen die Geschäftemacher des Hasses aufzunehmen ... Unsere Pflicht ist es immer wieder, die Prediger des Hasses zur Klarheit der Aussage zu zwingen (S. 180 f.)» Klarheit hiess insbesondere die Erklärung, *wofür* man sich engagierte und ereiferte; und nicht die bloss destruktive Bezeichnung eines Gegners. Seit jeher waren Lüthy Selbststilisierungen als «Anti-» zuwider, zumal wenn sie mit verunklarendem sprachlichem Brimborium daherkamen. So reagierte er auf die 68er Bewegung mit eher bitterem denn mildem Spott für die spiessigen Antispiesser in den deutschen Universitäten und ihre Konformität der Opposition, die ohne intellektuelle Anstrengungen Bilder stürmte (oder, *arte povera*, Fäkalien zu «Anti-Form» stilisierte) – und sich, im lustvollen Pariser Chaos, für den Prager Frühling, den versuchten Sozialismus mit menschlichem Antlitz, offen desinteressierte. Statt einer modischen, freizügigen Anti-Bourgeoisie wünschte sich Lüthy eine zeitlose und ihrer eigenen Zeit immer irgendwo fremde, freiheitliche Zivilcourage. Damit grenzte er sich, in westeuropäischer Manier, zugleich vom deutschen Kult des (inhalts- und in diesem Sinn wertlosen) Heroismus ab: Zivilcourage war ihm die Tugend des «Citoyen», um den – in ihrer Identifikation der wirtschaftlichen und politischen Aspekte des «Bürgers» – die deutsche Philosophie und Soziologie die deutsche Sprache «betrogen» habe (S. 348).

Auch die rücksichtslose, nicht opportunistische Präzision und Klarheit im Umgang mit den Quellen und der Sprache, wie sie dem Historiker eignen muss, geschah in Lüthys Augen letztlich um der Freiheit willen: sowohl der politischen des Citoyen als auch der geistigen des Intellektuellen. Dies gehörte zu den Besonderheiten des Abendlands, das er eine Historiker-Zivilisation nannte, weil seine Glieder sich über die Geschichte immer wieder neu selbst überprüften, interpretierten und damit selbst kritisierten – alles Bedingungen der Neuorientierung und neuer Handlungsfähigkeit. «Die Zukunft wird nicht kommen, wie sie vor-

hersagbar kommen muss, und auch nicht als blinder Zufall, sondern wie wir sie, aus unserem Bewusstsein von geschichtlicher Bedingtheit und Freiheit, selbstverantwortlich gestalten.» (S. 153) Gerade die Einsicht in die historischen Hintergründe des eigenen und fremden Handelns konnte neue Chancen und Handlungsmöglichkeiten eröffnen: «Geschichtslosigkeit, d. h. Nichtbewusstsein der Geschichte, ist nicht Freiheit von der Geschichte, sondern blindes Verfallensein in ihr unbegriffenes Verhängnis.» (S. 148) Die Befreiung durch Geschichtsbewusstsein, die Befreiung zur Geschichtsmächtigkeit war eine Verheissung gleichermaßen für die Gesellschaft wie für den einzelnen: Mit Lucien Febvre sah Lüthy die Historiographie als – oft einziges – Gegengift, um «mit anderen Reflexen als denen der nackten Angst, des blinden Hasses oder der panischen Flucht in die Kellerhöhlen zu überleben» (S. 367). Das Wissen um die Geschichte relativierte die eigenen Gefühle und Urteile; es half aber auch, noch wichtiger, das Reden von anderen zu relativieren, ihre Ideologien, die absolute Positionen einnahmen, scharf und unerbittlich trennten zwischen Gut und Böse und Letzteres zur Vernichtung preisgaben. Geschichte befreite von Hass, indem sie die Illusion raubte, die Menschheit erlebe nicht stetigen Wandel, sondern steure auf ein Ziel zu, das sich nicht nur verwirklichen lasse, sondern auch gegen mögliche Widerstände verwirklicht werden *müsse*, und zwar mit allen Mitteln, die durch diese zwangsläufige Entwicklung zum Guten gerechtfertigt erschienen. Lüthy antwortete mit der illusionslosen, das menschliche Mängelwesen nicht überfordernden Einsicht: «Die mit sich selbst versöhnte, vollkommen mit ihrem Los zufriedene Menschheit wird es nicht geben.» (S. 180)

Diese Position hatte ihre Konsequenzen sowohl im Bereich der politischen Ethik als auch in demjenigen der Wissenschaft, als Lüthy 1967 über den «entgleisten Fortschritt» und die «Mathematisierung der Sozialwissenschaften» nachdachte. Die *Banque protestante* hatte bereits als Lehrstück dafür gedient, dass die notwendigen, aber unpräzisen Verallgemeinerungen der Sozialwissenschaften immer wieder mit den konkret überprüfbar Einzelfällen der Historie zu konfrontieren waren. Mit ähnlichen Gründen warnte der Historiker vor einem soziologischen Funktionalismus, der zum Beispiel Religion auf eine beliebige Ideologie reduzierte, die als gesellschaftliches Regulationssystem diene – und darob die Unterschiede zwischen diesseits- und jenseitsbezogenen Heilsverkündigungen vernachlässigte. Lüthy zielte bei seinen Ausführungen zum Sinn der Geschichte darauf ab, dass Überprüfungen und unvermeidliche Falsifizierungen oder zumindest Relativierungen der sozialwissenschaftlichen Grosstheorien den Sinn dafür nicht verkümmern liessen, dass die Humanwissenschaften, gerade weil ihre Erkenntnisse schwer zu verallgemeinern waren, der menschlichen Individualität mit ihren «immer neuen Wert- und Machtentscheidungen» angemessen und nahe blieben (S. 192).

Die gesellschaftliche Ordnung war für Lüthy ein stets aktuelles und sich neu stellendes Problem, bei dem es keine Königswege gab, weder in der sozialdemo-

kratischen Variante des «Social engineering» noch in der liberalen einer sich selbst regulierenden Wirtschaft. Viel Gesellschaftliches liess sich mathematisch erfassen – aber die Gesellschaft selbst nicht, und entsprechend gefährlich und irreführend schien ihm etwa die «Reduktion des philosophisch vertrackten Problems der menschlichen Freiheit auf das statistisch messbare der Freizeit» (S. 190). Damit war die Warnung vor der Mathematisierung der Sozialwissenschaften kein Rat gegen eine Methode, sondern gegen den Glauben, es handle sich um *die* Methode. Humanwissenschaften liessen sich nicht durch stets verfeinerte Modelle und Gleichungen über einen enthistorisierten Leisten schlagen, aber dieses scheinbare Defizit, diese Sperrigkeit gegen die Generalisierung machte gerade ihre freiheitliche Qualität aus. «Ziel aller Fortschritte der Wissenschaft ist die Beherrschung der Materie; Ziel der Zivilisation ist die sinnvolle Ordnung des menschlichen Zusammenlebens. Wenn wir diese beiden Ziele verwechseln, wie es der moderne, rein wissenschaftliche Fortschrittsbegriff tut, dann wird die Gesellschaft selbst zur technisch beherrschbaren Materie – beherrschbar für wen und wozu?» (S. 169) Der entscheidende zivilisatorische Fortschritt, das hielt Lüthy mit sorgenvoller Illusionslosigkeit fest, würde darin bestehen, den technischen Fortschritt selbst zu bändigen.

Wenn dem Historiker auf globaler Ebene kaum mehr zukam als die Rolle eines Warners, so konnte er als Intellektueller in seinem Vaterland versuchen, den Gang der Entwicklungen zu beeinflussen, gerade wo es um Grundsätzliches ging. In diesem Sinn verstand Lüthy, mit George Masons *Virginia Bill of Rights*, die «häufige Wiederbesinnung auf die fundamentalen Prinzipien» als Voraussetzung des freien Staates und als Gradmesser der individuellen Freiheit (S. 363): Besinnung also darauf, was dem Menschen wirklich möglich war und wie sich scheinbar Mögliches in der Konsequenz letztlich auswirkte. Führte nicht die scheinbar unverdächtige jährliche Steigerung des Bruttosozialprodukts um 5 Prozent zu seiner Verhundertfachung nach 140 Jahren, was nur Phantasielose mit einem Achselzucken hinnehmen konnten (S. 188)? Ersetzte die UNO-Menschenrechtserklärung von 1948 das «Streben nach Glück» nicht durch ein – kaum garantierbares – «Recht auf Glück», was den Empfänger von geschuldeten Leistungen des Wohlfahrtsstaats an die Stelle eines freien Menschen und Inhabers positiver Rechte setzte? Die Geschichte vermag nicht zu prophezeien, wie solche Symptome und Entwicklungen die Zukunft prägen werden. Sie zeigt aber, unter welchen historischen Bedingungen und Behinderungen die Zukunft jeweils aktuell gestaltet wird.

In der Eidgenossenschaft hatte die «Ideologie der Gemeindefreiheit» (S. 84) politische Lähmung zur Folge, weil föderalistische, kollektive Freiheit nur als «Anti-Zentralismus», als «Denken gegen den Staat» konzipiert wurde: blosse negative und negierende Freiheit vor einer zur Bedrohung stilisierten bundesstaatlichen Instanz, ein reklamiertes «Recht auf Rückständigkeit» oder Standortvorteile – und nicht positive Freiheit zu einer gemeinschaftlichen politischen Leistung. Letztlich ging es in einem durchaus vormodernen Sinn um die Bewahrung

alter Privilegien – die Oligarchisierung durch Abschottung, wie sie im *Ancien Régime* die Vollbürger in ihren Gemeinden gepflegt hatten, hatte für Lüthy (und hat noch heute) ihre Parallele in den Schweizer Bürgerrechtsbestimmungen und der Einbürgerungspraxis der Gegenwart. Lüthy sah den Föderalismus durchaus als europäischen Weg in die Zukunft (und als Weg in eine europäische Zukunft), aber nicht im Sinn einer «Parole des untätigen Treibenlassens, des Neinsagens und des Barrikadenbaus gegen die Zukunft» (S. 102). Die Alternative «Kanton oder Bund» sei steril und wirke (manchmal bewusst) lähmend. Stattdessen müsse man den Föderalismus als Chance zu vielfältiger Zusammenarbeit begreifen, auch auf der horizontalen Ebene zwischen jeweils betroffenen Kantonen und Gemeinden. Für diejenigen Anliegen, die über die Egoismen von Gemeinden und Kantonen hinausgingen, war aber auch ein kompetenter, nämlich «handlungsfähiger und handelnder Bundesstaat» unabdingbar (S. 101). Am eifersüchtigen Kirchturmdenken und damit an sich selbst war bezeichnenderweise einst, 1847, der Sonderbund als Nachhut der absoluten einzelörtlichen Freiheit untergegangen, und mit ihm das vormoderne Konzept einer staatenbündischen Eidgenossenschaft: Die verteidigte Souveränität der konservativen Kantone scheiterte an der Art, wie sie diese souverän – nämlich jeder für sich – verteidigten (S. 212).

Obwohl er die Probleme der teilweise archaischen Strukturen in der Eidgenossenschaft erkannte und benannte, begegnete Lüthy ihnen nicht nur mit Verständnis, sondern auch mit Anerkennung für ihre Leistungen, insofern die «breite, vielstufige und unübersichtliche Streuung und damit Selbstaufhebung der Macht» eine Basis der – schweizerischen – Freiheit darstellte. In den magistralen Überlegungen über die «Disteln von 1940» überwand er die gerade zur Abfassungszeit virulente Debatte über «Anpassung oder Widerstand» durch die Einsicht, dass die Schweizer dem Nationalsozialismus keinen militanten Antifaschismus, sondern ihre eigene Lebensform als «Puffersystem» gegenübergestellt hatten. Sie waren, durchaus im Sinn von Lüthys grundsätzlichen Postulaten, nicht *gegen* etwas gewesen, sondern *für* die «konservative Selbsterhaltung eines vielzelligen demokratischen Staatswesens» eingetreten, das ihnen unbedingt verteidigungswert schien, weil es «das erreichbare Maximum an Rechts- und Existenzsicherheit, persönlicher Freiheit, lokaler und genossenschaftlicher Autonomie und ein selbstgewähltes Mass an Möglichkeit der Mitbestimmung» gewährleistete (S. 316). Zugrunde lag dem die «Wiederbesinnung auf die fundamentalen Prinzipien» des Landes, eine sehr pragmatische und nicht selbstlose Betrachtungsweise, die mental dem vormodernen Konzept des Privilegs viel näher lag als den modernen Vorstellungen von allgemeinen, universell gültigen Menschen- und Bürgerrechten. Gerade deshalb, weil es sich um eine Vielzahl kleiner Privilegien handelte, die nur durch eine kollektive Anstrengung verteidigt und erhalten werden konnten, zog Lüthy die Grenze zwischen Anpassung und Widerstand nicht auf der Ebene der ideologischen Nähe oder Distanz zu nationalsozialistischem oder faschistischem Gedankengut, sondern bei der Entscheidung, ob das «stillschweigende»

Verbot befolgt wurde, «den äusseren Notstand zu innenpolitischen Abrechnungen zu benützen» (S. 304). Wer, mit Hitlers Truppen an den Grenzen, das «Richteramt des Säuberns» für sich beanspruchte, der rührte an die Existenzgrundlage des Schweizer Staats.

Von der historischen Analyse zur politischen Praxis schlug Lüthy den Bogen vor allem bei einem Thema, seinen Beiträgen zur Jurafrage. Im vollen Wissen um die geschichtlichen Dimensionen des Konflikts und um die staatspolitischen Möglichkeiten der Schweiz, die auf nationaler, nicht aber auf kantonaler Ebene föderalistisch aufgebaut ist, votierte er für die Ablösung des Juras von Bern und die Bildung eines Doppelkantons Süd- und Nordjura. Den Weg dazu sah er nicht im Plebiszit, weil dessen Resultat wegen der umstrittenen Frage, wer stimmberechtigt sei, keine Anerkennung finden würde: Durften alle Stimmberechtigten an dieser entscheidenden Volksbefragung teilnehmen, also auch die frisch Zugewanderten, oder alle Gemeindebürger oder bloss «ethnische», «ihres Volkstums bewusste» Jurassier – wie es ein für das schweizerische Selbstverständnis fremdartiges Gutachten der Separatisten forderte? Als Lösungsweg schlug Lüthy anstelle einer Reihe von Plebisziten die (allgemeine) Wahl einer jurassischen Volksvertretung vor, deren Marschrichtung offen bleiben sollte. Insbesondere sollte sie auch die Kompetenz haben, sich als verfassungsgebende Versammlung zu konstituieren – in welchem konstitutionellen und territorialen Rahmen, musste Gegenstand dieser protoparlamentarischen Debatten bleiben. Lüthys 15 Thesen von 1972 kamen in einer rasch beschleunigten Debatte zu spät, um noch aufgegriffen zu werden: Nach dem Plebiszit vom Juni 1974 entstand die (bloss nordjurassische) Konstituante. Der dauerhafte Kompromiss, der wenig später gefunden wurde, war für Lüthy auch im Rückblick zwanzig Jahre danach zwar «Frieden, aber keine Lösung».³

Dieses Urteil findet sich in einem Interview mit Lüthy, das die *Schweizer Monatshefte*, zu deren Herausgebern und Autoren er gehört hatte, anlässlich seines 80. Geburtstags veröffentlichte. Das entsprechende Heft war einem Historiker und Essayisten gewidmet, den seine Leser aus den ersten drei Nachkriegsjahrzehnten in bester, ja ehrfurchtsvoller Erinnerung hatten. Doch jüngeren Generationen sagte sein Name nicht mehr viel. Seit einem ersten gesundheitlichen Kollaps im Jahr 1978 waren kaum mehr Texte von Lüthy erschienen, mit der vorzeitigen Emeritierung 1980 hatte er die akademische Bühne endgültig verlassen. Bereits in der Basler Dankesrede von 1975 thematisierte er das eigene publizistische «Versiegen» und fand etwas Trost bei Jacob Burckhardt, in dessen einstigen universalgeschichtlichen Lehrstuhl Lüthy sich mit seinen Kollegen teilte. Auch Burckhardt, der «Schutzpatron» der lokalen Historikertradition, hatte, erst 42jährig, zwei Jahre nach Antritt des Lehramts aufgehört, Bücher zu veröffentlichen: «Ihm gings wie mir» (S. 370). Lüthy war 53 Jahre alt, als er 1971 dem Ruf in die Rheinstadt folgte, und danach wurden seine Essays bald rarer, von Monographien nicht zu reden. Der Verfasser der monumentalen *Banque prote-*

stante, der im Kopf und auf Notizzetteln noch viele Schreibprojekte mit sich herumtrug, fand im Unterschied zu Burckhardt allerdings keine volle Erfüllung darin, seine akademische Pflicht zu tun. Schon nach kurzer Zeit bereute er den Wechsel.

So wurde in den siebziger Jahren der Blick zurück zur Erinnerung an eine «goldene Zeit» an der ETH, die es so – das war ihm klar – auch dort nicht mehr gab. Früher hatte Lüthy daselbst an einer «Fakultät des Fakultativen» gewirkt, in einer «gleichsam extraterritorialen Freistatt» ohne Fachstudenten, aber mit Kollegen wie Jean Rudolf von Salis (S. 273). Die vergangenen Möglichkeiten eines freien Forschers an der ETH verglich er bezeichnenderweise mit einem ständischen Privileg im *Ancien Régime*. Stattdessen erwarteten ihn nun an der Basler Universität, an der die 68er Bewegung nicht spurlos vorbeigegangen war, parlamentarische Prozeduren, Wahlen, paritätische Gremien, verbriefte Mitbestimmungsrechte. Von der Musse eines Montaigne konnte man da nur träumen, aber auch die erhoffte Inspiration und Hilfe durch den täglichen Austausch mit etablierten und angehenden Historikern stellte sich nicht ein. In Basel erwarteten Lüthy neben festen Lehrplänen und anderen Amtspflichten auch viele Studierende, die vor allem einmal ihr Examen machen wollten. Mit oft überforderter Bewunderung hörten sie die ebenso brillanten wie undidaktischen Vorlesungen, die assoziationsreich aus dem Gedächtnis und aus einem einzigen Blatt mit Stichwörtern sprudelten und mit dem dahinterstehenden Wissensschatz fast lähmenden Respekt einflössten.⁴ In diesem Publikum war, trotz der Grenzlage, zu Lüthys grosser Ernüchterung nicht einmal das Französische eine Selbstverständlichkeit – was konnte er da erwarten an Anregungen für eine mehrsprachige Erforschung und Erörterung des europäischen Sonderwegs beim chaotischen Zusammenführen einer ungeordneten Welt?

Wo es den Missionarssohn einst in eben dieses Chaos hineingeworfen hatte, da kam er nach langjährigem Umherstreifen wieder zur Ruhe: in Basel. Doch als ob das stete Provisorium des Migranten die Quelle seiner Produktivität gewesen wäre, erlahmte nun die so früh vollkommene analytische und darstellerische Kraft. Obwohl Lüthys Geist und Witz bis zu seinem Tod sprühen konnten, verschwand er, ein zurückgezogener Gefangener erzwungener Untätigkeit, allmählich aus der Erinnerung der Öffentlichkeit, die ihn eben noch gefeiert und in Zeitschriften gelesen hatte, die es nun nicht mehr gab: *Der Monat*, *Prewes* und *Encounter*. Hinter ihm lag die europäische Rückbesinnung auf sich selbst, der Wiederaufbau des entmachteten Kontinents und die Dekolonialisierung, die Lüthy kommentierend begleitet hatte; vor ihm deren historiographische Bewältigung, das grosse Buchprojekt über den Kolonialismus. Es sollte ein Torso bleiben, nicht weil es die analytischen Fähigkeiten des Verfassers überforderte, welche bereits die einschlägigen Essays strukturierten, wohl aber sein schwindendes Erinnerungsvermögen und seine Gewissenhaftigkeit als Erforscher eines Themas, das die ganze Welt umfasste und mit dem analytischen wie darstellerischen Perfektionismus und mit

der Präzision und Detailtreue nicht zu bewältigen war, die Lüthy nicht nur in der *Banque protestante* bewiesen hatte, sondern auch als Proprium des Historikers ansah.

- 1 Markus Feldmann, Tagebuch 1923–1958, hg. von Peter Moser, Bd. 1, S. 359 (31. Mai 1935); vgl. auch 363 (3. Juni 1935).
- 2 Die Bilderhandschrift von Ennenda. Herausgegeben im Auftrag der Vereinigung Pro chronica patriae Ennetanensi durch Dr. Paul Zacharias Kubli, Bern 1962, S. 5–13.
- 3 Herbert Lüthy, Gespräch mit Alexandra M. Kedveš, Schweizer Monatshefte, Heft 12/1, Dezember/Januar 1997/1998, S. 33.
- 4 Roger Blum, Herbert Lüthy – der getarnte Kommunikator, Schweizer Monatshefte, Heft 12/1, Dezember/Januar 1997/1998, S. 39.